

(Nachdruck verboten.)

## Unter dem Schutze des Gesetzes.

17] Von Maria Konopnicka.

Die schwungvolle Rede des Herrn Rat verhallte nicht wirkungslos. Dieses einfache niedrige Mädchen fühlte sich unter der Wucht seiner Worte zerknirscht, wie wenn alles, was der Gnädige sagte, nicht der reinste Hohn auf ihre wirklichen Erlebnisse gewesen wäre. Ihr Herz erfüllte sich mit bitterer Reue, als hätte sie wirklich aus freien Stücken den Weg des Bösen gewählt. Doch dieser Zauberbann hielt nur so lange vor, als die tönende und mit einer gewissen sanften Festigkeit vorgetragene Rede des Herrn Rat dauerte. Kaum waren die erhabenen Worte zu Ende, als Hanka wie aus einer Verwirrung erwachte. Die Erinnerung an die erlittene Schmach und Unbill trieb ihr eine purpurrote Blutwelle ins Gesicht.

„Und ich entfliehe doch!“ dachte sie sich. „Wenn der mich dort . . .“

Sie dachte den Gedanken nicht zu Ende. Die Blutwelle stieg bis zu ihren braunen Schläfen empor. Sie erhob die Augen und auf das vor dem Herrn Rat stehende Kreuzifix blickend, that sie in der Seele einen Schwur . . .

Der Abgang einer Partie Verbannter versammelt immer eine Schar Neugieriger vor den Mauern des Gefängnisses, dessen Geheimnisse sonst nur selten ein fremdes Auge durchdringt. Auch jetzt stand auf dem gegenüberliegenden Trottoir ein Haufe Gaffer: Weiber, Kinder, halbverwachsene Knaben, Männer, die inzwischen die, auf den zum Gefängnisthor hinauf führenden Stiegen sich drängenden Frauen beobachteten. Das waren Mütter, Gattinnen oder Schwestern derer, die jetzt abmarschieren sollten. Fast alle waren am Morgen zur Sprechstunde in einen an die Kanzlei grenzenden Saal gekommen, wo sich eine Art von vergittertem Käfig befand, in den von der einen Seite die Sträflinge, von der andern die Besucher hineingelassen wurden. Doch heute entfernte sich niemand nach der Sprechstunde. Man wartete im Gedränge, bis die Partie aufbrechen würde. Aus der Schar der Harrenden vernahm man zuweilen ein Wort, noch häufiger hörte man einen schweren Seufzer. Die Blicke waren unruhig und trüb.

Endlich that sich das Thor auf und der Wächter ließ, laut zählend, die Sträflinge vorbeimarschieren. An der Spitze gingen die Männer. Es waren zumeist kleingewachsene, verkümmerte, herabgekommene Gestalten, mit gebücktem Rückgrat, die Knie nach vorne getrimmt und zitternd, die Gesichter gelblich und aufgedunsen; andre waren schl. wie von Rauch überlaufen, die Blicke schweiften unsicher herum oder stierten blöde vor sich hin. Alle hatten rasierte Köpfe. Kaum einer unter ihnen war höher gewachsen.

Die wartenden Frauen verließen stöhnend und schluchzend die Stiege. In der Gruppe der Männer wischte sich auch so mancher die Augen mit dem Ärmel. Der Wächter drängte, man fing an Abschied zu nehmen. Die rasierten Köpfe neigten sich zu den ausgetrockneten Händen der alten Frauen oder zu den Gesichtern der Kinder herab, die die Mütter hierher mitgebracht hatten. Doch die Kinder wandten sich erschreckt ab. Sie hatten diese ihre Väter schon gänzlich vergessen und hatten Dürst vor ihnen.

Nach den Männern folgten die weiblichen Sträflinge. Zumeist junge Mädchen, ganz verweilt, mit dem Gepräge moralischer Verkommenheit auf der Stirn. Kaum wurden sie sichtbar, als sich von der gegenüber liegenden Seite Lachen und scherzende Bemerkungen hören ließen. Manche von den Mädchen erwiderten diese Herausforderungen ebenfalls mit Lachen und Scherz. Unter den Arrestantinnen waren aber auch ältere Frauen. An diesen drängte sich in Häuflein oder einzelne Kinder verschiedenen Alters, meist zerknirscht, andre aber auch ziemlich sauber gekleidet. Bald trat auch der Wächter heraus, der die Partie begleiten sollte, und fing an, die Sträflinge in Reih und Glied zu ordnen. Sie marschierten zu je drei. Fast alle waren elend gekleidet, nur zwei von den Männern hatten Pelze. Die Lächer und Jacken der Weiber durchdrang der frostige Wind. So mancher blickte sich nach allen Seiten um, andre machten das Zeichen des Streuzes; es waren auch einige, die ein Liedchen an-

stimmten. Am lustigsten waren die, die niemand begleitete, denen niemand nachschaute. Einige küsteten die Rücken und riefen diesen Mauern, die sie ansgepien hatten, „auf Wiedersehen“, zu. Die Truppe setzte sich in Bewegung.

Am demselben Tage war der Herr Rat zu einem Diner geladen; bei Tische entschuldigte er sich vor seiner Nachbarin, einer bezaubernd schönen jungen Frau, wegen des Mangels an Humor, der seine Unterhaltung diesmal minder anregend als sonst erscheinen ließ. Er habe heut Morgen eine Partie Sträflinge in die Verbannung expediert.

„Was ist das eigentlich — Verbannung?“ fragte die bezaubernd schöne Frau.

„Verbannung, gnädige Frau? . . . Aber das ist ja das einfachste Ding von der Welt. Die Verbannung beruht darauf, daß die Verbrecher, nach Abschluß ihrer Strafe eine Zeitlang, ein, zwei oder drei Jahre, je nach der Bestimmung des Dekretes, sich nicht näher als vierzig Werst von Warschau aufhalten dürfen. In diesem Umkreis gibt es einige Punkte, wohin die Sträflinge transportiert werden, in Gruppen von zwanzig oder mehr, je nachdem.“

„Das ist interessant . . .“

„Sehr interessant. Ueberhaupt ist unser Strafprozeß sehr interessant! Haben Sie unsern Strafoder niemals gelesen, gnädige Frau?“

„Niemals. Wie käme ich dazu?“

„Natürlich. Das kann ich mir ja vorstellen.“

Ein junges Mädchen, das neben der bezaubernd schönen Dame saß, schien mit Interesse der Unterhaltung zu lauschen.

„Gibt es dort irgend welchen Schutz für diese Sträflinge?“ fragte sie.

Der Herr Rat neigte sich mit großer Höflichkeit zu der Sprecherin hinüber.

„Wo meinen Sie, gnädiges Fräulein?“

„Dort, wohin Sie verbannt sind?“

„Aber natürlich. Sie müssen sich beim Ortsmagistrat melden. Sie bekommen rote Pässe und . . .“

„Rote Pässe?“ staunte die Bezaubernde. „Das ist drollig. Ich habe noch niemals einen roten Paß gesehen.“

„Und sie stehen unter der Aufsicht der Polizei,“ ergänzte der Rat.

„Aber nicht das meine ich, verehrter Herr,“ wandte das Mädchen ein. „Ich wollte wissen, ob ihnen dort jemand eine Beschäftigung giebt, wovon sie sich redlich ernähren könnten. . . na, und auch eine gewisse moralische Unterstützung, damit ihnen die Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft erleichtert werde.“

„Sehen Sie, etwas Specielles in diesem Sinne giebt es eigentlich nicht. Man löst sie los, und wer will, sucht Arbeit.“

„Aber dort weiß man doch, daß das abgestrafte Diebe sind.“

„Natürlich. Man führt sie ja durch die ganze Stadt. Und dann, wenn einer seinen roten Paß vorzeigt, weiß man ja ohnehin, was man von ihm zu halten hat.“

„Dann giebt ihnen wohl niemand eine Beschäftigung.“

„Im Gegenteil. Im Sommer finden sie zum Teil Beschäftigung in der Landwirtschaft.“

„Zum Teil . . . Und im Winter?“

„Ja!“ rief der Rat, die Arme auseinander breitend. „es kommt vor, daß auch im Winter sich Arbeit für sie findet.“

„Wovon leben sie denn eigentlich, wenn sie keine feste Beschäftigung haben?“

„Vom Diebstahl, gnädiges Fräulein. Das ist ein unverbesserliches Paß. Es bilden sich in der Umgegend ganze Diebsbanden.“

„Welch eine schredliche Demoralisation!“ bemerkte die Bezaubernde.

„Andre aber,“ fuhr der Herr Rat fort, „entziehen wieder nach Warschau, wo mancher eine Familie, eine Werkstätte oder sonst Beziehungen hat.“

„Erlaubt man ihnen zu bleiben?“

„Aber, wa, denken Sie hin? Was wäre das denn für eine Ordnung?“

„Was geschieht denn mit ihnen?“ fragte das Mädchen.

„Sie halten sich in verschiedenen Diebshöhlen versteckt, bis man sie wieder faßt.“

„Und dann?“

„Sie bekommen zwei Wochen Arrest, dann werden sie wieder expediert.“

„Das ist schauderhaft,“ flüsterte das Mädchen.

„Glauben Sie etwa, daß der Dieb sich dadurch bessert?“ sagte der Herr Rat. „Keine Spur! Kaum wendet sich der Wächter ab, ist er wieder durchgebrannt.“

„Und wenn man ihn wieder fängt?“

„So wandert er auf zwei Monat in den Kerker und dann geht er wieder in die Verbannung.“

„Und so bis in Unendliche? Das ist aber drollig!“

lachte die Bezaubernde. Das Mädchen blickte den Rat entsetzt an.

„Und so fort, bis ins Unendliche?“ fragte sie.

„Ach nein!“ erwiderte munter der Herr Rat. „Einen solchen Vogel . . .“

Er kam nicht zu Ende, denn der Hausherr stand auf und erhob den vollen Becher:

„Auf das Wohl und Gedeihen der Damen!“ rief er mit lauter Stimme.

Die Bezaubernde lächelte, der Herr Rat erhob sich, eine allgemeine Bewegung entstand und die Unterhaltung wurde unterbrochen. —

Unterdessen schritt die Schar der Arrestanten rasch ihren Weg, denn es herrschte eine strenge Kälte und der Wind pfliff über das Feld, kleine trockne Schneeflocken aufwirbelnd. Hanka und Manka Czermak gingen zusammen. Beide zitterten und waren blau vor Kälte; die Kleider der beiden zusammen hätten kaum hingereicht, die eine vor der Kälte zu schützen.

„Hanka, Schwesterchen,“ flüsterte Manka, „ich halt's nicht aus. Bei Gott, ich halt's nicht länger aus. Ich mach' mich aus dem Staube. . . Willst Du mit?“

„Ich will nicht mit,“ antwortete Hanka finster. „Hast Du denn gar keine Scham, daß Du wieder in dieses Sodom zurückwirst?“

Manka wurde rot und zuckte die mageren Schultern.

„Was für ein Sodom? Wohin will ich zurück? So wahr ich lebe, ich hab gar nicht die Damblowa gemeint. Was ist mir die Damblowa? Eine Mutter, oder was?“

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander her. Manka hob wieder an zu flüstern.

„Siehst Du, am Rathaus hab' ich nämlich Eine kennen gelernt, die mehr als ein halbes Jahr ohne Meldung ganz unbehelligt blieb. . .“

Hankas Augen bligten auf.

„Wo wohnte die denn?“

„Bei einer Frau, die heißt Bajenczakowa, wohnt auf der Zatorczymstlagasse, gerade gegenüber der Kaserne. Scheint eine Witwe zu sein, was weiß ich, aber eine sehr ordentliche Frau. Treibt Handel, hat einen Laden und eine Stube voll fremder Kinder, denn eigne hat sie nämlich nicht.“

„Und bei der wohnte sie?“

„Zatwohl. Mehr als ein halbes Jahr wohnte sie bei ihr. Dort war gar kein Sodom . . . nur schickte sie die Alte auf Arbeit . . .“

Es dämmerte. Der Wächter trieb zur Eile, sie hatten noch eine halbe Meile Wegs bis zu dem Dorfe, in dessen Gemeindefanzlei ein anderer die Führung der Partie übernehmen sollte. Daher hatte es der Wächter eilig. Das Schneegeißel war vorüber, der Wind hatte sich gelegt, einige Sternchen bligten am Himmel hervor. Von den Bauernböfen ließ sich Hundegebell vernehmen, in der Ferne ertönte Paukenschall und das Piepsen einer Dorfgeige. Beim Schulzen war gestern Laufmahl gewesen, und heute fand im Wirtshaus die Nachfeier statt. Einige von den Arrestanten fingen an, Liedchen vor sich hinzupfeifen und alle beschleunigten ihre Schritte.

„Sing, sing,“ brummte einer. „Morgen wirst Du gemüthlich im Kerker brummen.“

„Was für ein Kerker? Warum hab' ich in den Kerker zu kommen? Was fällt Dir nur ein?“

„Na, Du vielleicht nicht. Du bist ein Neuling. Aber die andern, die Steppenpferde, die Durchbrenner, die man schon zum zweitenmale treibt, diese spazieren zunächst ins Loch.“

„Natürlich,“ bemerkte ein anderer. „Zum Beispiel Joseph Berda, Sobiecha, oder die Hanka Blacharowa . . .“

Hanka blieb stehen, als hätte sie jemand am Arm gezerrt. „Zns Loch? Sie ins Loch? Dorthin, wo? . . .“

„Marja!“ schrie sie der Wächter an.

Sie senkte den Kopf und fing an rasch zu gehen.

Bald erreichten sie die ersten Hütten des Dorfes, aus den Gehöften kamen die Hunde mit wütendem Gebell herbeigestürzt, die Pauke ertönte immer lauter. Hanka sah sich

nach allen Seiten unruhig um, ihre Augen suchten die Manka Czermak. Aber diese schritt weit voran und man konnte nur ihr ausgelassenes Lachen vernehmen. Alle marschirten hurtigen Schrittes, die einen trieb die Kälte, die andern beschwingten die Töne der unermüdblich musizierenden Kapelle. Sie waren schon nicht weit von der Gemeindefanzlei, als sie mit einer Gruppe von Bäuerinnen zusammentrafen, die unter lustigen Reden, Lachen und Singen vom Wirtshaus kamen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte die erste.

Die Nachbarin zupfte sie am Ärmel.

„Aber, das sind ja Diebe, Gevatterin!“

„Wenn schon, immerhin keine Juden . . .“

Der Wächter wandte sich an die Bäuerinnen.

„Wo sitzt der Schulze?“

„Wo der Schulze sitzt?“ antwortete eine aus der Gruppe munter. „Natürlich im Wirtshaus.“

„Und der Gemeindevächter?“

„Auch im Wirtshaus. Die ganze Kanzlei sitzt heut' im Wirtshaus.“

Die Weiber lachten. Der Wächter schüttelte mißmutig den Kopf.

„Thu doch mal einen Sprung nach dem Wirtshaus und sag' dem Schulzen, er möchte gleich herkommen,“ rief eine Bäuerin zu ihrem Knaben, der sich an ihre Schürze klammerte und den Wächter anglockte, indem sie ihm einen derben Stoß in den Nacken versetzte.

(Fortsetzung folgt.)

## Paul Heyse.

„Im Grunde der Seele bin ich doch immer der alte Aristokrat, den nur das noblesse oblige (Adel verpflichtet) aus seiner Abgeschlossenheit herauszuloden vermag. Ein Band der Reizung fesselt mich an wenige, und ob nicht auch das zerreißt, wenn es wirklich dahin kommen sollte, daß ich mein Zelt abbreche und meinen Stab weitersehe?“ So schildert der Held des Heyse'schen Romans „Kinder der Welt“ sein Verhältnis zu den Bürgern der kleinen Stadt, in der er nach mancherlei Schicksalen einen Wirkungskreis gefunden hat. Die Worte passen in eminentem Maße auf den Dichter selber.

Paul Heyse, am 15. März 1830 in Berlin als Sohn des Sprachforschers R. L. W. Heyse geboren, ist schon seit 1853 in München anässig. Er, der alle Eindrücke des Berliner geistigen Lebens der vierziger Jahre, frühzeitig wie er war, in sich aufgenommen hatte, wurde 1853 auf Seibels Veranlassung vom König Maximilian II. nach München berufen. Wie die meisten andern Vertreter des Münchner Dichterkreises, den der Wille eines Königs versammelte, war er ein Fremder in München, wie Seibel, der für das Haupt des Kreises galt, wie Bodenstedt, wie Grosse, wie der Graf Schad. Keiner von ihnen war mit dem Volksleben der bayerischen Hauptstadt verwachsen, so wohl ihnen das läßliche Leben an der Isar gefallen mochte. Was sie an München fesselte, war nicht der Einklang mit dem Münchener Leben und Treiben; sie fanden eben hier einen Boden, auf dem sie, im Schutze fürstlicher Gunst, am leichtesten ein Leben in ihrem Sinne führen konnten.

In Heyse's Künstlerroman „Im Paradiese“ kommt ein junger Norddeutscher nach München, um, nachdem er mit alten Verhältnissen gebrochen hat, nichts zu sein, als was ihm das Höchste ist: ein freier Mensch, und nichts zu werden, als was auch seine heimliche Sehnsucht gewesen ist: ein Künstler. Ein freier Mensch, d. h. ein Aristokrat, der, in günstigsten ökonomischen Verhältnissen lebend, sein Leben gestalten kann, wie er es will. Es ist Heyse selbst leicht geworden, die Freiheit sich zu erwerben, die er sich wünschte; sie fiel ihm sozusagen in den Schoß. Er hatte keine schweren Kämpfe durchzumachen, um sich eine gesicherte Existenz zu erwerben. Seine geistige Entwicklung wurde nicht durch ökonomische Misere gehindert. Es ist dementsprechend auch verhältnismäßig wenig in seinen Novellen und Romanen die Rede von dem drückenden Einfluß armerlicher Verhältnisse. Wie leicht wird es doch, dem Privatdocenten in dem Berliner Roman „Kinder der Welt“, sich unter schwierigsten Verhältnissen durchzusetzen; es ist, als ob die Armut seine Entwicklung kaum beeinflusste. Ebenso in dem Münchener Roman „Im Paradiese“. Von den Künstlern, die dort vorgeführt werden, ist, mit einer einzigen Ausnahme, keiner ein Krösus. Aber mag der geniale Bildhauer genötigt sein, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, Heilige zu fabrizieren: er nimmt keinen Schaden an seiner Seele, und es macht nicht den Eindruck, als ob ihn die Heiligenfabrikation übermäßig schwer bedrückt. Die Heyse'schen Helden haben es alle, wie der Dichter selber, leicht, frei zu werden, wenn ökonomische Verhältnisse sie überhaupt hindern.

Sie sind alle mehr oder weniger geborene Aristokraten, selbst wenn sie aus dem niederen Volke stammen, und sie bewegen sich mit unglaublicher Freiheit in ihrer Welt. Darum hat es mit dem Freiheitsprediger Heyse eine eigentümliche Bewandnis. Er ist stets für Geistesfreiheit, für Gedanken- und Lehrfreiheit eingetreten, und wenn er jetzt Ehrenpräsident eines Goethebundes geworden ist, den Künstler und Schriftsteller gebildet haben, um

das Kunstleben gegen Angriffe zu schützen, wie sie die lex Heinze in sich schließt, so ist das nur recht und billig. Aber er ist stets ein hocharistokratischer Freiheitsapostel gewesen, der sich von den Regungen der Volksmasse fernhält. Er bekennt seinen Atheismus in den „Kindern der Welt“, dem Roman, aus dem man neben dem Münchener Roman „Im Paradiese“ den Menschen Gehse am besten kennen lernen kann; aber die Personen des 1872 geschriebenen Romans sind samt und sonders Ausnahmemenschen. Er predigt das Recht der Liebesleidenschaft und kam als Apostel der freien Liebe auftreten; aber es sind Ausnahmemenschen, die den freien Bund bei ihm schließen, Menschen, die gleichsam ein Leben für sich führen, unabhängig von den Verhältnissen des Landes, in denen sie die Laune des Dichters leben läßt.

Vor kurzem hat der Freund Gehse's, der gleichfalls dem Münchener Dichterkreis angehörte Hermann von Lingg, eine umfangreiche Selbstbiographie veröffentlicht. Es ist geradezu erschreckend zu sehen, wie wenig dieser feinsinnige Lyriker mit seiner Zeit gelebt, wie wenig er die Ereignisse, die das Schicksal Deutschlands in den letzten Jahrzehnten bestimmten, innerlich verarbeitet hat. Es ist, als ob alle politischen Ereignisse an ihm spurlos vorübergegangen wären. Auch in Gehse's Dichtungen ist wenig von solchen Einflüssen zu spüren. Am bezeichnendsten für ihn ist seine künstlerische Begeisterung für die Ausnahmeperson Bismarck's. Schon 1859 hat Robert Prutz dem Dichter „eine ernste und ausdauernde Begeisterung für die großen Schicksale der Menschheit, Vertrauen in die Geschichte und ihre Entwicklungen“ abgesprochen. Und der Verehrer Bismarck's konnte in seinem Münchener Künstlerroman die Einwirkungen der Ereignisse des Jahres 1870 auf seine Künstler so schildern, daß man den Eindruck gewinnt, als hätte er trotz aller patriotischen Gesinnung die Störung des „paradiesischen Zustandes“ eines vom Weltlärm abgekehrten Künstlerlebens, wo der schöne Schein das höchste Ziel alles Strebens ist und das allein ein Recht zum Dasein hat, „was sich nie und nirgend hat begeben“, in ziemlich hohem Grade als lästig empfunden.

Es kommt da, wenn man so will, das spezifisch Künstlerische im Wesen Gehse's zum Vorschein. Das Künstlertum der Münchener Poeten ist von eigener Art. Sie waren sich ihres Künstleriums allzeit im höchsten Maße bewußt. Sie fühlten sich als Künstler im Gegensatz zum Philister ähnlich stark wie die Romantiker; und bei ihnen kam, wie Adolf Bartels ausgeführt hat, hinzu, daß sie in München als Norddeutsche, von einem König berufen, von der einheimischen Bevölkerung nicht übermäßig herzlich aufgenommen, sich als Fremde fühlen mußten, die sich nun dem Philister um so abweisender gegenüber stellten. Sie fühlten sich aber andererseits als Künstler gegenüber den Tendenzschriftstellern des jungen Deutschlands. Dieser Tendenzpoesie gegenüber kamen sie sich vor als die Hüter der reinen und wahren Poesie und vertieften ihrerseits in übertriebenen Kultus der Form. In ihrem Gegensatz zu den Jungdeutschen, in ihrem Protest gegen die Tendenzpoesie lag zunächst ihre literarhistorische Bedeutung.

Wenn sie aber, die es wahrhaftig mit ihrem Künstlerberuf ernst nahmen, zwar einen vorübergehenden starken, aber keinen dauernden Einfluß ausgeübt haben, so lag das an ihrer übertriebenen Hervorhebung der formalen Seite, die sie der Gestaltung des sie umflutenden Lebens entfremdete. Sie hüteten den Geschmack des klassischen Zeitalters und pflegten die klassischen Traditionen. Für den Inhalt einer neuen Zeit eine neue Form zu finden, war nicht ihr Bestreben. So waren sie, wie W. Weigand es formuliert, die gebornen Epigonen, und es ist ganz verständlich, daß, als das jüngste Deutschland sich in den achtziger Jahren regte, gegen den Hauptrepräsentanten des Münchener Kreises, gegen Paul Gehse, die heftigsten Angriffe gerichtet wurden. Denn die, die neue Formen für neuen Inhalt suchten, mußten den allbeliebten Epigonen als Todfeind ihrer Bestrebungen betrachten. Gehse hat sich dann in polemischen Romanen gegen diese Angriffe gerächt; seine Polemik ist aber so schwächlich ausgefallen, daß sogar seinen Freunden die Freude daran verging.

In den letzten Jahren hat sich das Verhältnis der literarischen Jugend zu dem Hauptling einer vergangenen Litteratenperiode doch geändert. In demselben Maße wie die Jungen über den Sturm und Drang hinauslamen und an ruhiges Schaffen gingen, in demselben Maße mußte bei aller bleibenden Verschiedenheit die Betonung des formalen Elements und der literarischen Tradition bei Gehse weniger abstoßen. Nun wurde leidenschaftlicher die Kunst anerkannt, mit der Gehse seine Romane aufbaut, deren er mehr als hundert veröffentlicht hat, nun erinnerte man sich auch des Freimuts, mit dem der Aristokrat Gehse in Sachen der Geistesfreiheit sich äußert hat und verzieh ihm seine zahllosen Dramen. Und es werden zu seinem sechzigsten Geburtstag auch die Gratulanten aus dem Lager der Jüngsten nicht fehlen. Denn sie ehren alle in ihm den Künstler und den freien Menschen in seiner Art, mag er auch lein vorwärts drängender Künstler sein, der neue Gebiete eröffnet, und mag er nur aus literarischem Ueberlieferung heraus schaffen und durch seinen Einfluß die literarische Weiterentwicklung zeitweise gehemmt haben. —

**Kleines Feuilleton.**

— Ueber die Entwicklung der Frauentrachten sprach Dr. Stray in der „Anthropologischen Gesellschaft“. Ueber den Vortrag berichtet die „Nat.-Ztg.“ folgendes: Zwei Principien sind bei

der Kleidung zu scheiden: das tropische und das arktische Princip. In den Tropen stellt die Kleidung nur einen auf dem Körper ausgebreiteten Schmutz dar, in der Form der Verzierung als Bemalung, Karbe und als Tätowierung entwickelt; erst später tritt der bewegliche Hiertat als Hüften und Gürtelschmuck auf. Wie alt der Hüftenschmuck und das kunstvoll geordnete und geschmückte Haupthaar bei den afrikanischen Frauen sind, beweist eine altägyptische Thonfigur, deren Alter auf 5000 Jahre zu schätzen ist, und die diesen Schmuck trägt. Der Rock mit dem Gürtel, in der Mitte des Körpers befestigt, stellt den Typus der tropischen Kleidung dar, den wir bei allen afrikanischen Stämmen aus Pflanzenstoffen hergestellt antreffen, auch der Stirnschmuck mit pflanzlichen Stoffen kommt hinzu. Je mehr die Kleidung zweckmäßig eingerichtet wird, desto mehr geht die Tätowierung zurück, Metallschmuck tritt hinzu, und man bestrebt sich, die Formen des oberen Körpers frei zu lassen und nur den unteren Körper mit dem Rock zu bedecken. Die Art des Kopfschmuckes ist ein Zeichen der Würde und hat von dem aus Tigerzähnen hergestellten Diadem einer Dajalfürstin auf Borneo bis zu der Krone aus Edelsteinen nur sein Material geändert. Die Zulumädchen verwenden gefärbte Handtücher auch sogleich als Kopfschmuck. Die Naturvölker verbinden keineswegs das Gefühl der Unsitlichkeit mit der Nacktheit. Auf Celebes sind nur die Kinder der Häuptlinge ein wenig verzieren, alle andern jüngeren Geschöpfe sind völlig unbekleidet. Auf Sumatra kleiden sich die Eingeborenen nur bei Festlichkeiten, um ihren Schmuck zu zeigen. In allen tropischen Ländern ist die vermehrte Kleidung stets auf europäischen Einfluß zurückzuführen. Dem gegenüber steht die Kleidung der im Norden wohnenden Frau. Sie ist enganschließend, besteht zum Schutze gegen das Klima aus Beinleide und Jacke mit Kermeln, wie sie die Estimowiber tragen. Die Nationalkostüme stellen eine Vermischung beider Typen dar, wie denn auch die Frauenkleidung der Kulturvölker aus dem tropischen, die der Männer aus dem arktischen Typus hervorgegangen ist. Die griechische Kunst weist eine entgegengesetzte Strömung auf, ein archaischer Stein zeigt das alte phrygische oder Amazonenkostüm, das Vorbild des altgriechischen, während später die Vernachlässigung der Kleidung des weiblichen Oberkörpers durch die Mode zur erhöhten gymnastischen Ausbildung des weiblichen Körpers und dessen entwickelter Schönheit geführt hat. Das Nationalkostüm der Hindus ist das tropische, bei den Parthi gebietet die Religion das Tragen des Schleiers, persische Frauen tragen auf der Straße dagegen weite Beinleider. In Kurdistan ist der Oberkörper der Frauen verhüllt, während europäischer Einfluß in Siam zum Ueber schlagen eines Tuches über den Oberkörper geführt hat, das die rechte Schulter freiläßt. In Nordchina tragen die Frauen Beinleider, während in Südchina tropische Kleidung bei den besseren Klassen vorherrscht. Die Japaner und ihre Frauen entblößen den Oberkörper ebenso wenig wie die Koreaerinnen. Die ledernen Beinleider des mexikanischen Nationalkostüms sind wohl aus einer Mischung indianischer und spanischer Einflüsse zu erklären. Daß „Mode“ stets bestanden hat, findet der Vortragende darin bestätigt, daß gewisse Kostüme sich lange bei Naturvölkern erhalten haben; wie heutige Mode deckt als Uniform die Entstellung des weiblichen Körpers, die er durch Schutze und Korsett erleidet. Das Korsett wurde in den Jahren 1100—1400 nach unserer Zeitrechnung zum Zwecke der Komprimierung der Blüte in asiatischem Sinne benutzt. Das hygienische und normale Empirekostüm war, weil an Brust und Armen hängend, nur für leichte Kleidung geeignet. Die moderne Sportkleidung zeigt einen hygienischen Fortschritt. —

**Theater.**

Lessing-Theater: Novelli als Schloß. — Was wir beim „Papa Lebomard“ als notwendig bezeichneten, ist nun geschehen: die unbekannteren Stücke sind vom Spielplan verschwunden und Novelli tritt in Rollen auf, die wir alle kennen. Er ist ehelich genug gewesen, auf dem Zettel den eigentlichen Titel des Shakespearischen Lustspiels zu streichen und dafür „Schloß“ hinzusetzen. Thatsächlich ist vom Lustspiel auch sozusagen nichts übrig geblieben, und was etwa noch da ist, wurde durch die elende Darstellung prompt und zuverlässig vernichtet. Wir sind im Punkte Shakespeare etwas empfindlich und leicht ist es uns keineswegs geworden, den Mißhandlungen seiner Dichtung ruhigen Bluts zuzusehen. Schließlich waren wir ja aber gekommen, um Novelli zu sehen und so fanden wir uns denn damit ab, daß alles übrige unterschlagen wurde. Unser Urteil über den italienischen Schauspieler kann heute bestimmter gefaßt werden, als bei seinem ersten Auftreten. Daß es zugleich schäfer und ablehnender ausfallen muß, bedauern wir selbst am meisten.

Nach den zwei ersten Akten konnte man Novelli noch immer für einen natürlichen und echten Schauspieler halten und durfte hoffen, daß er in der Gerichtsscene die Größe zeigen würde, die allein sein Gastspiel in Berlin rechtfertigen könnte. Zwar blühte am Schluß des zweiten Aktes das Virtuosenhum bereits hervor, aber doch nicht stärker, als daß man es durch nationale Tradition und Klasse erklären und somit entschuldigen konnte. Zudem wird ein Schauspieler, der einen Abend ganz allein bestreiten soll, leicht zu allerlei Kunststücken verführt, die etwas ganz Besonderes darstellen sollen. Wie freuten uns also des Guten, was Novelli thatsächlich bot und hofften auf das Bessere, das noch kommen sollte. Das kam nun leider nicht. Vielmehr kam eine Demasikierung, auf die wir ganz und gar nicht vorbereitet waren. Bereits im dritten Akt mißbrauchte der Gast seine Rolle zu einer

virtuosen Scene, die an sich routiniert und geschickt ausgeführt wurde, die aber leider mit dem Geiste einer echten Schloßdarstellung nicht das mindeste zu thun hatte. In der großen Gerichtsscene fiel dann die Maske vollends, und wir sahen Novelli als einen gewöhnlichen Routinier und Mäglichmacher. Die Art, wie er sich auf jedes Wort sozusagen schlafen legte, wie er aus allem etwas herauszohlen wollte, auch wo gar nichts herauszohlen war, fiel entsetzlich auf die Nerven. Eine flüchtige Bemerkung („So sind die Christenmänner usw.“) die Schloß beiseite spritzte und die blühend vorübergehen muß, trug er mit einem klagenden Pathos vor, als hätte er vor einer großen Trauer-versammlung eine Grabrede zu halten. Die wilde Freude und Blutgier Schloßs blieb er uns vollständig schuldig. Nichts von der dämonischen Größe, zu der hier die Gestalt emporwächst. Nichts von dem hastigen dramatischen Leben der Scene. Nichts als ein endloses Auseinander-zerren der einzelnen Aedien, ein Ueberladen mit langweiligen Details, und zum Schluß eine Scene, die an komödiantenhafter Außerlichkeit das Schlimmste bot, was uns seit langem vorgekommen ist. Herr Novelli mag es sich selbst zuschreiben, wenn wir ihn von jetzt an zu den Virtuosen rechnen, die wir bei uns mit einigem Erfolg aus-geräuchert haben. Wäre ein unabhängiges und gebildetes Publikum im Theater gewesen, hätte es ihn nach der Gerichtsscene der-artig ausgezückt, daß ihm die Lust am Coulißentreiben — wenigstens in Deutschland — für immer vergangen wäre. Mit einer Kunst dieses Geneses mag Herr Novelli Triumphe feiern, wo er immer will und kann. In Berlin, wo Augenblicklich mehr gute Schauspieler beisammen sind als in irgend einer andern Stadt, lehnen wir ihn mit höflicher Entschiedenheit ab. Den einzigen Trost boten unsre eignen Schauspieler, die zahlreich in den Logen vertreten waren und die wir nie mehr geschätzt haben, als beim Anblick dieses faltten und klügelnden Virtuositums. — E. S.

### Musik.

Es möge einmal der Einzelne sich und andere beim belauden unwillkürlichen Vor-sich-hin-Trällern beobachten. Ich glaube, er wird finden, daß die Stimme dabei mit ziemlicher Beweglich-keit verhältnismäßig weite Schritte im Tonreich macht. Wenn auch Goethe im „Faust“ Margarete beim Auskleiden den „König von Thule“ singen läßt, so wird danach, falls nicht an eine feste Melodie gedacht ist, ein solches weitgreifendes Hin- und Herbewegen der Stimme am wahrscheinlichsten sein. Die wohl belaudetste Komposition jenes Viebes ist die vom alten Zelter: eine einföhrige Melodie, nicht weitgreifend, für alle Strophen gleich; un-gesähr ebenso, nur unbestimmter und noch eintöniger ist die, aus-schweifend auf den Theatern beliebteste, von Lassen. Verut man dann hinwieder eine Komposition des Viebes kennen, die sich, ohne doch in die gewöhnliche enge Weise des Recitativs zu fallen, jene freien weiten Bewegungen des ungezwungenen Trällerns zum Vorbild nimmt, so hat man wieder einmal das erlösende Gefühl eines Ent-kommens aus armseliger Künstlichkeit in reiche Natürlichkeit. Auf solche Art hat Verlioz in seiner dramatischen Legende „Faust's Ver-dammung“ (v. J. 1845) den thulischen König vertont. Wäre nur sonst dieses Werk von einem gleichen Zug des Natürlichen getragen — die geistige Aufführung unter Reinhold L. Her-mann's Direktion, deren Probe wir am Sonntag hörten, würde die Auffrischung des Andenkens an Verlioz noch siegreicher gemacht haben. Allein als Gesamtwerk ist jene Legende eine recht un-natürliche Schöpfung. Der Komponist hat, zu einem kleinen Teil von anderer Hand unterstützt, aus dem Goetheischen Text eine halb oratorien- halb theatermäßige Umschreibung gemacht, die trotz mancher selbständigen Scenenführung doch von einer be-dauerungswürdigen Keulerlichkeit ist. Damit steht in Zusammen-hang, daß der Komponist keineswegs auf seelische Entwickelungen aus-geht. Vielmehr hat er den Text so gehalten und so benützt, daß er möglichst viele Gelegenheiten zu allerhöchsten Kom-positionenproblemen findet; und diese musikalisch-fachlichen Probleme löst er denn auch mit einer verblüffenden Meister-schaft. Diese verzwickten Ineinanderfäslungen der Chöre, diese halzbrecherisch syntopierten Rhythmen, diese „besoffene“ Orchesterbegleitung zu Branders Lied, und was derlei Kunststücke mehr sind: das alles muß für die unglückliche Anlage des Ganzen so gut wie möglich entschädigen. Um so schwerer hatten es die Ausführenden; zudem war das Konzert ein Versuch, die durch Krank-heit des Unternehmers abgebrochenen „Subscriptionen-Kon-zerte“ notdürftig fortzuführen. Da kann man sich gar vieles noch klarer herausgearbeitet denken und darf nicht mit Vergleichen kommen; aber alles in allem ging die Sache gut und bei den Solisten (Frau Herzog, Herren Sommer, Steger, Brieger) zumeist vorzüglich.

Spezifische Kunstprodukte von Musik waren es auch, die den neulichen Wiederabend des Royaltischen Gesangsvereins interessant machten. Erst kamen zwei solche aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, ein schlichteres deutsches und ein gefinnstärkteres italienisches „Madrigal“. Dann Modernes von Max Reger eine verkürzte terlierte Komposition des „Königskindes“ — Volksliedes mit Verlioz-artigen, aber motivisch gewöhnlicherem Chorgesänge, von dem aus die sonst gerühmte Tüchtigkeit dieses jungen Komponisten wohl nur nach der kompositionstechnischen Seite zu erkennen ist, und von dem mir noch unbekanntem Leopold Carl Wolff ein Lied nach Eichendorfs „Die Engel“ (op. 22, Nr. 2), das zwar

die alte Volksliedmanier nicht verläßt, aber den Eichen-dorffschen Romantizismus so lieblich widerspiegelt, daß es, da capo gesungen, einen prächtigen Erfolg ergab. Noch manches andre vervollständigte diesen anregenden Abend; darunter Solo-vorträge von Fräulein Willy Arendts, deren dunkle, weiche, warme Stimme und innerlich erusste Ausdrucksweise zu den aller-erfreulichsten Eindrücken innerhalb unrer Gesangs-Kuten gehört. — sz.

### Kunstgewerbe.

— Ein Monumentalwerk der Buchdrucker-kunst ist mit dem Beginn des neuen Jahres bei B. Drugulin in Leipzig in Arbeit genommen worden, welches dann als zu Ehren des 500-jährigen Gehrungsfestes von Johannes Gutenberg bis zum 24. Juni 1900 vollendet vorliegen soll, ein Jubiläumswerk unter dem Titel: „Marsteine der Weltweisheit aller Völker in Originalschriften“. Nach der Auswahl von Gelehrten und Kennern der Weltliteratur wird das Werk aus der geistigen Schatzkammer ältester und neuerer Völker des Ostens und des Westens aus den Grundbüchern der Religionen und den Gedankentreiben der führenden Völker, hervorragende Ab-schnitte, Kernstellen der Weltliteratur, in der Originalsprache und in der Originalschrift dieser Völker vorkühren. Aus dem Bereiche der Hieroglyphen und der Keilschrift, des Sanskrit und des Zend, aus der griechischen Weisheit wie aus dem Kreise der Bibel und des Korans soll für jedes Volk ein bezeichnendes Bei-spiel gegeben werden. In Anzucht sind folgende Sprachen und Schriftarten genommen: Aethiopisch, Alt-Gothisch, Arabisch, Armenisch, Chinesisch, Deutsch, Englisch, Estrangelo, Französisch, Griechisch, Hebräisch, Hieroglyphen, Italienisch, Keilschrift, Koptisch, Lateinisch, Malayisch, Nestorianisch, Persisch, Rabbinisch, Russisch, Samaritanisch, Sanskrit, Siamesisch, Sinesisch, Tibetisch, Zend. Das Werk soll die Arbeit der Schriftgießerkunst in typographisch edelster Form zum Ausdruck bringen. Der Buchschmuck, von der Hand des Malers Ludwig Sütterlin, soll sich bei jeder einzelnen Sprache thunlichst an die ihr eigentümliche Schriftführung und an die charakteristische Eigenart der Typen anlehnen. —

### Geographisches.

— Verschiebung von Wald- und Prärie-Areal in Nebraska. In der letzten November Sitzung der Amerikanischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft hielt C. C. Vossy einen kurzen Vortrag über das neue Vordringen der Wälder gegen die Prärie in Nebraska. Bereits vor zwei Jahren machte er, wie die Wochenchrift „Mother Earth“ dem „Geographical Journal“ entnimmt, auf das Vordringen der Nadelholzwaldungen in Westnebraska aufmerksam. Die Ursache davon erblickte er in der verminderten Wald-verwüstung durch Waldbrände und Viehherden, daneben in dem nicht mehr raubbarmäßig betriebenen Fällen der Bäume. Den gleichen Vorgang hat er nun in Ostnebraska beobachtet und auch hier die gleichen Gründe dafür gefunden. Die früheren, den Prärien zu-gewandten Mäander der Nadelholzwälder haben einen Baumbestand, der aus um so jüngerem Holze besteht, je mehr man sich, aus dem Waldinnern kommend, der Prärie nähert. Verschiedentlich wissen alte Ansiedler bestimmt anzugeben, daß die Wälder ihres Thals die Prärie um 1,5 Kilometer und mehr zurückgedrängt haben. Auch die Waldstreifen längs des Laufs mancher Flüsse haben an Breite ge-wonnen. —

### Humoristisches.

— Vorsichtig. „... Daß ich Ihnen vielleicht meine Mutter vorstellen, Herr Doktor?“

„Sie sind zu gütig, gnädiges Fräulein, — die kann ich mir schon so vorstellen!“ —

— Aus dem Auffay einer höheren Tochter. Am Aller des Bades sah ein Mädchen und meiste eine Kuh, im Wasser aber sah es umgekehrt aus. —

— Der Hofst. Erzieherin (Der kleinen Komtesse Märchen erzählend): „Und da ging der Gänsehirt auf die Königs-tochter zu, umfaßte sie und tanzte mit ihr.“

Gräfin: „Ich muß doch bitten, meine Liebe, die Form zu wahren! Es heißt: da befaß die Prinzessin den Gänsehirt zum Tanz!“ —

### Notizen.

— In Kopenhagen wurde „Tod und Verklärung“ von Richard Strauß mit großem Erfolge zum erstenmal auf-geführt. —

— In der Pariser Deputiertenkammer brachte der Unterrichtsminister Leygues eine Kreditvorlage über 2.200.000 Fr. zur Wiederherstellung des Théâtre Français ein. —

— In der Universitäts-Augenklinik zu Graz wurde kürzlich ein Patient operiert, in dessen rechtem Auge sich sechsundzwanzig Jahre hindurch Stücke von Eierschalen befunden haben. —

c. Ein „Hundehalsband“, das aus 757 Perlen besteht, ist kürzlich im Hotel Drouot in Paris verkauft worden. Das Schild ist mit geschliffenen Diamanten geschmückt und trägt in der Mitte einen großen Smaragd. —